

SWR2 Wissen: Aula

Warum das Erzählen so wichtig ist (1/2)

Auszüge aus dem Buch "Erzählen" von Hermann Bausinger

Gelesen von Ulrich Tukur

Sendung vom: Sonntag, 20. Februar 2022, 8.30 Uhr

Redaktion: Ralf Caspary

Produktion: SWR 2022

Das Erzählen ist ein wichtiger Baustein der Kultur des Menschen. In Anlehnung an Schiller kann man sagen: Nur dort, wo der Mensch erzählt, ist er ganz Mensch. Doch was gehört zu einer guten Erzählung, wie entstehen Erzählungen?

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören.

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...

Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

MANUSKRIPT

Anmoderation:

Mit der SWR2 Aula und dem Thema: „Warum das Erzählen so wichtig ist“. Am Mikrofon: Ralf Caspary.

Wir erzählen uns permanent Geschichten: vom Bus, der zu spät gekommen ist, von der Nachbarin, die schwer erkrankte, vom Freund, der endlich eine Frau gefunden hat. Das Erzählen ist ein wichtiger Baustein der Kultur des Menschen. In Anlehnung an Schiller kann man sagen: Nur dort, wo der Mensch erzählt, ist er ganz Mensch.

Der 2021 verstorbene Tübinger Kulturwissenschaftler Hermann Bausinger hat darüber ein Buch geschrieben mit dem Titel "Vom Erzählen", erschienen ist es jetzt posthum im Hirzel Verlag.

Und der Schauspieler Ulrich Tukur hat es in ein Hörbuch verwandelt. SWR2 Aula bringt daraus Auszüge. Heute im ersten Teil geht es um die Fragen, was gehört zu einer guten Erzählung, wie entstehen Erzählungen?

Hermann Bausinger, gesprochen von Ulrich Tukur:

Es ist vielleicht zu pointiert, aber nicht falsch, wenn man feststellt: Der Mensch unterscheidet sich vom Tier durch das Erzählen. Er hat die Möglichkeit, nicht nur seine jeweils gegenwärtige Situation zu beschreiben und sprachlich zu reflektieren, sondern auch das Vergangene und das nur Ausgedachte vorzustellen. Es geht um die Dimension der Geschichte, die im seriösen historischen Rückblick abgerufen wird, aber auch in erzählten Geschichten lebendig ist.

In den persönlichen Erzählungen des Alltags wird nicht nur die grenzenlose inhaltliche Vielfalt deutlich, sondern auch die Vielfalt der Konstellationen, aus denen Erzählungen erwachsen.

Als Auftakt: eine kleine Geschichte vom Erzählen einer Geschichte. Ein Sommerabend. Im Garten sitzt ein kleiner Kreis von Leuten. Kein „Erzählkreis“.

Auf Erzählkreise trifft man fast nur noch in organisierten Veranstaltungen. Aber in jedem geselligen Kreis gibt es Unterhaltung – im doppelten Wortsinn: als Zeitvertreib und Abwechslung und als Austausch in Gesprächen. Wechselnde Kontakte bieten sich ebenso an wie wechselnde Inhalte. Und in jedem Gespräch lauern gewissermaßen Erzählungen, die sich in den Vordergrund kämpfen, schlängeln, mogeln, wenn die Gelegenheit günstig ist. So ausgedrückt wird die Erzählung zum Subjekt gemacht; aber natürlich sind es die jeweiligen Erzähler oder Erzählerinnen, die eine Geschichte, *ihre* Geschichte in den Vordergrund schieben.

Zu der abendlichen Runde gehören zehn Personen, die sich nur zum Teil vorher kannten. Es wird gegessen (sommerlich Leichtes) und getrunken. Man redet über Feinheiten der Kochkunst, über das Wetter, über Bekannte – die aber für einige unbekannt sind, so dass dies schon deshalb kein abendfüllendes Thema ist. Im Haus

klingelt das Telefon, die Gastgeberin eilt weg. In solchen Fällen, sagt einer, wäre nun eben doch ein Handy praktisch. Mit seinem *eben doch* hat er eine Bewertung angedeutet; er ist an sich gegen das Handy, räumt aber ein, dass es Situationen gibt, in denen die mobile Kommunikation erwünscht ist. Damit ist ein Thema angeschlagen, das eine ganze Weile trägt. Es kommt zu einer ganzen Reihe kritischer Äußerungen über den inflatorischen Gebrauch von Handys.

Zum Beispiel im Autoverkehr: *Neulich saß einer am Steuer und hatte auch noch das Telefonbuch auf dem Schoß; ich hab's an der Ampel gesehen.* Oder im ICE, wozu gleich mehrere mit Berichten und Kommentaren beitragen: Verwunderung über die hemmungslose Preisgabe von halb-intimen Dingen, Tadel der Talkshow-Mentalität im Kleinen, böse Worte über die Egozentrik und Wichtigtuerei von Managern im Abteil, und Kopfschütteln über Menschen, die während einer Zugfahrt irgendwelchen Verwandten oder Vertrauten mehrfach ihre Position melden – *Wir sind jetzt ganz dicht vor Frankfurt. Wir stehen in Kassel-Wilhelmshöhe*, und so weiter.

Natürlich kommen auch andere Dinge zur Sprache, aber der Umgang mit dem mobilen Telefon bleibt ein Leitmotiv. Einer sagt, in der Zeitung sei gestanden, Eberhard Gienger habe sein Handy bei einem Fallschirm-Absprung verloren. Gienger muss in dem Kreis nicht vorgestellt werden; es handelt sich um einen Turner, der in den 1970er-Jahren Weltmeister am Reck war und der später seine Bekanntheit und sein Prestige über eine eigene Agentur vermarktete und beispielsweise bei größeren Sportveranstaltungen quasi als himmlischer Bote einen Zielsprung mit dem Fallschirm vorführte. Die Erwähnung seines Missgeschicks elektrisiert einen der Gäste am Tisch, der vorher fast nur zugehört hatte. *Das stimmt*, sagt er, und er wiederholt: *Das stimmt wirklich!* Inzwischen hat sich aber ein anderer Tischgenosse weiteren Assoziationen zum verlorenen Handy überlassen. *Ja*, sagt er, *auf dem Fundbüro der Bahn liegen fast immer ein paar Handys herum.* Und eine junge Frau schaltet um zu einem anderen Schauplatz. In der Landesbibliothek, das sei unheimlich lustig, klinge es immer wieder einmal in einem der Schließfächer neben der Garderobe.

Dann aber wagt sich der Gast, der vorher das Fallschirmereignis kurz bestätigt hatte, wieder nach vorn. Er spricht nicht die ganze Runde an, sondern seinen unmittelbaren Tischnachbarn. Er kenne den Eberhard gut, arbeite seit langem immer wieder einmal mit ihm zusammen. *Ach was?* sagt der Nachbar und fragt, ob das mit dem Handy denn wirklich passiert sei. Der Andere nickt, und jetzt ist der Weg frei für seine Erzählung. *Klar*, sagt er, *und das war überhaupt nicht witzig.*

Mit dieser Bemerkung gewinnt er vollends die Aufmerksamkeit von allen. Es stellt sich heraus, dass er tatsächlich dabei war. Oder vorsichtiger formuliert, dass er erzählt, als sei er dabei gewesen – denn zur Aneignung von Erzählungen gehört gelegentlich auch, dass sie vereinnahmt werden, transponiert in eine Ich-Erzählung. In diesem Fall war der Erzähler allerdings tatsächlich beteiligt, und er demonstriert dies durch die Anführung zahlreicher Details. Eigentlich sollte der Absprung im Stuttgarter Neckarstadion enden, wo ein großes Sportfest mit vielen Zuschauern stattfand. Aber es herrschte starker Wind, und so wurde der Sprung im letzten Moment umdirigiert auf eines der Spielfelder neben dem Stadion. Wörtliches Zitat: *Der ‚Ebse‘ springt ab, und – na ja, hat sein Handy so in der Tasche und macht irgendeine Bewegung, noch ehe er die Reißleine zieht, und das Ding haut ab.*

Danach Pause. Der Erzähler wartet – vielleicht auf irgendwelche Publikumsreaktionen. Aber das Publikum merkt, dass die Erzählung noch nicht zu Ende ist. Der Erzähler setzt wieder an: *Wenn das über dem Stadion passiert wäre! Das sind 200 Stundenkilometer aus dieser Höhe, vielleicht 1500 Meter. Das schlägt dich tot, da ist nichts zu machen.* Kurze Pause, und dann: *Ja, so war das. Im allerletzten Moment haben wir umgeplant.* Während der letzten Sätze gibt es deutliche Reaktionen der Zuhörenden. Teils gestisch, ein Kopfschütteln, das nicht Unglauben oder Zweifel andeutet, sondern Fassungslosigkeit, teils wenig artikuliert: *Wow!*, teils auch verbal – am deutlichsten mit dem Wort *Wahnsinn!*, der vielleicht häufigsten Formel für Bestätigung und Anerkennung, wenn es um die Erzählung eines besonderen Ereignisses geht. Ein besonderes Ereignis war es, ein ganz unerhörter Vorfall. Jedenfalls wich das Ereignis soweit vom Normalen ab, dass damit die „Erzählwürdigkeit“ gegeben war. Und es war eine abgerundete Geschichte.

Was gehört zu einer Geschichte, was sind die obligaten Strukturmerkmale? Darüber ist viel geschrieben worden. Als grundlegend können die soziolinguistischen Analysen betrachtet werden, die US-amerikanische Forscher in den 1960er-Jahren anhand *mündlicher Versionen persönlicher Erfahrungen* entwickelten.

Eine Erzählung beginnt mit der *Orientierung*; auch der Begriff *Exposition* wird verwendet. Die Ausgangslage wird charakterisiert, die Personen, die von Anfang an beteiligt sind, werden eingeführt. In unserem Fall genügt fast die Namensnennung, denn Eberhard Gienger war sehr bekannt. Erforderlich ist höchstens ein Hinweis auf seine Stellung als Sportrepräsentant und vor allem auf seine spezielle Funktion als Festival-Parachutist. Damit ist bereits ein Spannungsfeld aufgebaut – die Zuhörenden erwarten ein Problem, eine *Komplizierung*. Der Sprung als solcher ist für den Routinier kein Problem; es kommt auf andere Weise zustande: Da ist das Handy, das im freien Flug zwischen Himmel und Erde nichts verloren hat - schon in der Eingangsphase der Erzählung ist die Rede davon, dass sich das Mobiltelefon selbständig gemacht hat.

Die zitierte Strukturbeschreibung lässt auf Orientierung und Komplizierung *Evaluation* und *Resolution* folgen. Die Resolution – im Sinne von *Lösung* – wird in unserer Erzählung vorweggenommen; sie ist gegenwärtig im Hinweis auf die Platzverlagerung, die sich als Glücksfall erweist. Die Evaluation, die Bewertung ist in fast allen Phasen der Geschichte impliziert. Gleich zu Beginn schneidet die Bemerkung, das sei überhaupt nicht witzig gewesen, die komische Seite ab, die man dem Handyabsturz ja auch abgewinnen könnte. Dann wird der menschenleere Landeplatz als glücklicher Umstand angeführt. Und später wird mit der Einschätzung *Das schlägt dich tot!* an die Gefahr und damit an den Leichtsinn des Springers erinnert. Dies ist auch eine Steigerung des allgemeinen Tadels am allzu lockeren Umgang mit dem Handy und damit eine Rückkopplung an die vorherige Unterhaltung.

Der Auftakt der eigentlichen Geschichte ist die Exposition: Eberhard Gienger ist engagiert für einen seiner Fallschirmsprünge. Aber die Erzählung fängt früher an. Der kurze Hinweis auf einen Zeitungsbericht zu dem Vorfall wird quittiert mit der Feststellung: *Das stimmt! Das stimmt wirklich!* Das ist nichts anderes als eine Wortmeldung.

Sie wird nicht sofort auf- und angenommen, aber die Geschichte lugt gewissermaßen schon über den Rand – sie muss ‚befreit‘, muss realisiert werden. Deshalb wendet sich der Noch-nicht-Erzähler an seinen Tischnachbarn, und auf dessen Rückfrage, ob das denn tatsächlich passiert sei, antwortet er: *Klar! Und das war überhaupt nicht witzig*. Damit hat er die Aufmerksamkeit der ganzen Tischgesellschaft; er hat das Wort.

Beim Sprecherwechsel in einer Konversation unterscheidet man zwischen dem „Ergreifen“ des Worts durch eines der Anwesenden und der Überlassung oder Zuweisung des Rederechts. Hier geht beides ineinander: Der oder die am Ereignis Beteiligte beansprucht und nimmt sich den Spielraum, davon zu erzählen. Aber die Plattform dafür wird auch bereitgestellt, zumindest freigegeben. Nach dem strategischen Vortasten gehört ihm oder ihr die Bühne. Und damit kann mit der Geschichte richtig eingesetzt werden.

Meine These ist, dass der Druck auf die Übernahme, die Usurpation des Gesprächs besonders groß ist, wenn im Hinterkopf eine Geschichte, eine wirkliche Geschichte rumort. Deshalb ist nach der Entäußerung, der Befreiung der Geschichte auch die Befriedigung größer als in der Reaktion auf einen bloßen Diskussionseinwurf. Die abschließende Bemerkung: *Ja, so war das!* und der nochmalige Hinweis auf die Gefahr, an der man so dicht vorbei geschrammt ist: *Im letzten Moment haben wir umgeplant!* – Dieser Schluss bringt keine neue Information, sondern rundet die Geschichte ab. Der Erzähler setzt noch einmal Akzente für sein Publikum und klinkt sich wieder ein in die allgemeine Unterhaltung. Gleichzeitig bestätigt er aber auch sich selbst, dass sein Werk mehr oder weniger glücklich abgeschlossen ist. Er lehnt sich gewissermaßen zurück: *Voilà!*

Es ist ein Unterschied, ob lediglich eine einzelne Beobachtung wiedergegeben wird, oder ob eine Geschichte erzählt wird – und sei sie noch so kurz und harmlos. Dies hängt mit dem ästhetischen Mehrwert von Geschichten zusammen, den Erzählende von Anfang an empfinden. Sie geben nicht nur Informationen weiter, sondern präsentieren eine Kunstform, *verbal art*, eine Komposition mit kleinen Höhepunkten, eine Ganzheit mit Anfang und Ende. Für Erzähler und Erzählerin ist das Ganze gegenwärtig, und mit ihrem Einstieg vermitteln sie auch den Zuhörerinnen und Zuhörern den Wunsch, dieses Ganze zu erfahren und aufzunehmen. Am Ende löst sich nicht nur die Spannung, sondern rundet sich auch das Bild.

In der alltäglichen Kommunikation werden Erzählungen in der Regel nicht in isolierter Form präsentiert. Sie sind eingebettet in das Gespräch und tauchen auf aus der Vielfalt dialogischen Redens. Wer erzählen will, muss Mittel finden, dies deutlich und für die anwesenden Gesprächsteilnehmerinnen und -teilnehmer möglichst schmackhaft zu machen. Er muss einen Freiraum für seine Geschichte schaffen, angewiesen darauf, dass ihm die anderen das Feld für die Dauer seiner Erzählung überlassen. Dies bringt diese Skizze zum Ausdruck. Ihr Akzent liegt auf der Einsicht, dass die Geschichten selbst erheblichen Druck auf die potenziellen Erzählerinnen und Erzähler ausüben. Diese versuchen den Druck schon im Vorfeld an das anvisierte Auditorium weiterzugeben. Ausgeglichen werden kann der Druck nur durch das Erzählen. Die Geschichte wird befreit – und der Erzähler wird von seiner Geschichte befreit, ohne dass er sie verliert.

Zur Stilform von vielen der heutigen Erzählvorgänge gehört die Unauffälligkeit. Die Erzählungen sind eingebettet in Gespräche; es sind - in der linguistischen Benennung – *konversationelle Erzählungen*. Das heißt nicht nur, dass ein Rahmen gegeben ist, in dem vor und neben der Erzählung auch andere Äußerungen zur Geltung kommen, sondern auch, dass sich das Erzählen nach diesem Rahmen richten und dass die Erzählung in diesen Rahmen passen muss. Die Beiläufigkeit des Erzählens ist dabei nicht nur ein Faktum, sondern eine Norm.

Eine junge Frau brachte dies in einem Bericht über das Erzählen in einem Kreis von Jugendlichen klar zum Ausdruck: Manchmal, wenn wir zusammensitzen, merke ich: der will unbedingt noch eine Geschichte loswerden. Aber er darf natürlich nicht einfach drauf los erzählen, er muss eine gute Gelegenheit abwarten. Oder, so kann man hinzufügen, er muss eine gute Gelegenheit schaffen.

Dazu gibt es Taktiken, stilistische Tricks, die den Gestus der Beiläufigkeit bewahren und doch auf das volle und alleinige Recht zum Erzählen zielen. Christoph Hein hat dies in seinem Buch *„Das Wildpferd unterm Kachelofen“* vorgeführt. Ein Kapitel handelt vom *Clochard Panadel*, der als leidenschaftlicher Erzähler vorgestellt wird: *Nichts liebte Panadel der Clochard mehr, als über das Leben zu plaudern. Wann immer er eine Gelegenheit sah, erzählte er eine Geschichte darüber. Und er erzählte sie auch, wenn keine Gelegenheit da war.* Er sicherte sich dabei die Aufmerksamkeit der Anwesenden durch rätselhafte, aber zur Auflösung drängende Bemerkungen: *Geteiltes Leid ist halbes Leid.* Oder auch mit einer inhaltlichen Andeutung wie: *London – das Mekka jedes jungen Anwärters auf finanziellen Erfolg.*

Bei Hein endet dieser taktische Versuch damit, dass sich alle langweilten – außer dem Clochard. Dieser einseitige Befund ist aber keineswegs zwingend. Auch das beiläufige Erzählen kann die Zuhörenden in seinen Bann schlagen, und der Trick des Clochards, der mit einer merkwürdigen Aussage einen Köder auswirft, ist nicht der einzige mögliche Weg. Auch eine Anspielung auf eine aktuelle Gegebenheit kann beispielsweise die Bereitschaft zum Zuhören wachrufen.

Um eine absolute Neuerung handelt es sich bei den aus Gesprächen herauswachsenden Erzählungen nicht; aber wahrscheinlich brauchte man früher weniger Begründungen und Tricks, um im Gespräch den Exkurs einer Erzählung zu ermöglichen, weil die Gespräche eher seltener, aber auch ruhiger waren. Schon um die Wende zum 19. Jahrhundert registrierte Georg Simmel Veränderungen im Kommunikationsverhalten: mehr und häufigere Kontakte, die aber zwangsläufig meist flüchtig und oberflächlich blieben. Das Erzählen steht konträr zu dieser Interaktionsform; es fordert Zeit, Aufmerksamkeit, Behaglichkeit. Es braucht also einen Prozess der Vermittlung zwischen der weithin dominierenden extensiven Kommunikation und der intensiven, anspruchsvolleren Form des Erzählens. Jede Erzählung muss der Flüchtigkeit abgelistet, muss vielfach in die insgesamt nervöse und rasche Interaktion eingeschmuggelt werden.

Der Kommunikationsstil der modernen, urbanisierten Gesellschaft führt zur Beiläufigkeit der Erzählkunst. Die Gegenstrategie ist die von manchen Erzählerinnen und Erzählern virtuos gehandhabte Kunst der Beiläufigkeit.

Man erzählt immer von sich selbst.

Dass Erzählerinnen und Erzähler ihre Geschichten nicht nur gestalten, sondern oft auch darin vorkommen, ist an sich kein aufregender Tatbestand. Erzählt werden ja doch vielfach eigene Erlebnisse, also Vorgänge, bei denen die Erzählenden selbst eine Rolle spielten, oder auch eigene Beobachtungen, mit denen die Erzählenden ihr Publikum in ihre Perspektive hineinziehen. Dafür, dass eine Erzählung *ankommt*, dass ein Erzählvorgang also gelingt, ist diese Konstellation eine günstige Voraussetzung.

Sie deckt sich aber nicht mit der Annahme, man erzähle *immer* von sich selbst. Diese weitergehende These kann nur bestätigt werden, wenn sie auch auf Erzählungen anwendbar ist, in denen die Erzählenden nicht direkt ‚vorkommen‘. Und tatsächlich gibt es grundsätzlich indirekte Hinweise auf die erzählende Person, auch wenn diese im vorgetragenen Geschehen nicht handelnd auftritt und sich auch nicht auf die eigene Erfahrung berufen kann. Die Auswahl des Erzählstoffs lässt gewisse Schlüsse auf dominierende Interessen und Neigungen der Erzählenden zu, und die Akzentuierung des Geschehens, also die Art und Weise der Darstellung kann diese Schlüsse ergänzen und präzisieren.

An einfachen Beispielen aus der alltäglichen Kommunikation lässt sich dies zeigen. Zu den häufigsten Formen banaler Kommunikation gehört der Klatsch, also das Gerede über nicht anwesende Personen. Die Problematik liegt dabei auf der Hand; in vielen Fällen geht es um die Aufdeckung negativer Tatbestände, die oft keineswegs gesichert sind, und generell ist ein denunziatorischer Grundton im Spiel. Greift jemand Klatschgeschichten aus dem engeren Umkreis auf, dann sagt dies bereits einiges über die Einstellung und vielleicht auch das soziale Verständnis und Verhalten – schließlich kann man derartige Berichte und Gerüchte ja auch ignorieren. Zusätzlich lassen sich Schlüsse ziehen aus der Art des Weitererzählens; was vermeintlich geschehen ist, kann als Tatsache präsentiert, aber auch als ungesichert oder als bössartige Denunziation vorgestellt werden. Was aus Medienberichten einschließlich der Zeitungslektüre oder aus Gesprächen mit Anderen ins eigene Repertoire übernommen wird, lässt ebenfalls Schwerpunkte der Orientierung erkennen. Es gibt Leute, die regelmäßig wiedergeben und oft ausmalen, was sie über Unfälle gelesen oder gehört haben; und hier lassen sich auch aus der Form der Akzentuierung Schlussfolgerungen ziehen. So kann etwa empathisch über Ausmaß und Schwere der entstandenen Verletzungen gesprochen werden, aber oft rückt auch der technische Sachschaden samt den entstandenen Kosten in den Mittelpunkt.

Wo die Erzählenden von eigenen Erfahrungen ausgehen, sind Folgerungen aus der Betonung inhaltlicher Partien und aus der Form des Erzählens möglich. Zum üblichen Umfeld von Reisen gehören nicht nur elektronische Kurznachrichten und – immer noch – Postkarten von unterwegs, sondern auch die Berichte und Erzählungen der Heimkehrer. In diesen wird deutlich, was für die Reisenden wichtig war - oder auch, worauf sie den Blick ihrer Adressaten lenken wollen. Oft sind es die weiten und langen Wege, die herausgestellt werden, indem die Strecke durch zahlreiche Namen besuchter oder auch nur passierter Orte charakterisiert wird. Der Akzent kann aber auch auf Essen und Trinken oder die Unterbringung gelegt

werden, sei es mit positiver oder kritischer Bewertung. Seltener, weil auch schwieriger in Worte zu fassen, sind Schilderungen aufgesuchter Landschaften und besichtigter Kunstwerke. Die häufig vorkommende bloße Aufzählung entspricht dabei der Art der realen Begegnung: Die sogenannte Erlebnisgesellschaft ist mutiert zur Ergebnisgesellschaft, in der die obligaten Sehenswürdigkeiten nur abgehakt werden.

Aufschlussreich ist auch der Umgang mit Krankheiten in der Erzählung. Sie gehören zu den häufigsten, man kann sogar sagen beliebtesten Themen. Mit detaillierten Schilderungen von Krankheiten – den eigenen oder denen nahestehender Personen – wird um Anteilnahme geworben. Allerdings kommen auch die medizinischen Weichenstellungen zur Sprache, in der sicheren Erwartung, dass dies auch beim Gegenüber Erinnerungen und Kommentare auslöst. Fast regelmäßig werden Krankheitserzählungen mit Krankheitserzählungen beantwortet. Die Erwähnung oder Schilderung von Krankheiten provoziert Reaktionen, die im gleichen Themenfeld bleiben – teilweise als tröstliche Botschaft, fast immer aber als ein Stück Selbstdarstellung.

Damit sind wir bei den vielen und vielfältigen Erzählungen, bei denen Hinweise auf die Erzählenden nicht nur Begleiterscheinungen sind, sondern der wesentliche Zweck. Es gibt eine Art *Selfie*-Erzählungen, in denen ganz direkt von der eigenen Person gesprochen wird, ohne dass dazu eine richtige Geschichte gehört. Ähnlich wie bei der entsprechenden Fotopraxis wird das Selbst aufgewertet durch einen Standort mit interessantem und gefälligem Dekor oder durch eine zweite Person, die ins Bild gerückt wird. Eine junge Frau erzählt ihrer Freundin: *Stell dir vor, auf dem Flug nach Berlin, die ganze Maschine war ausgebucht und ganz vorne saß die Corinna Harfouch*. Ein banaler Tatbestand, aber der populäre Ruhm der Schauspielerin färbt ab auf die Erzählerin, die sie immerhin in der Menge der Passagiere entdeckt hat; und so entsteht ein Gespräch, in dem die beiden Frauen im Wechsel von anderen Begegnungen und auch von Kinofilmen erzählen.

Wird von realen Vorgängen und Erfahrungen erzählt, so ist es die Regel, dass das Handeln der Erzählenden in ein günstiges Licht gerückt wird – auch wenn dazu der tatsächliche Ablauf korrigiert werden muss. Eine Begegnung mit Vorgesetzten im Betrieb, eine Aussprache zwischen Ehepartnern, eine Auseinandersetzung mit den Kindern – im erzählten Rückblick werden aus Niederlagen Triumphe, wird aus devoten Haltungen mutiger Widerspruch: Denen hab ich's gezeigt.

Bedeutsamer noch als diese Beschönigung aktueller Vorgänge sind die Korrekturen in der Darstellung der Vergangenheit, die sich fast unbewusst in die Erinnerung einschleichen können, oft aber auch bewusst gesetzt werden. Auch Erzählungen aus den Kriegen folgten – jedenfalls früher – oft der Neigung zur Glorifizierung der eigenen Person. Etwas harmlosere Korrekturen könnten aus den Stilisierungen von Sportgeschichten beigebracht werden; und hier drängt sich erneut der Blick in die Gegenwart auf, wo auch unter privaten Aktiven negative Ergebnisse vielfach ausgeblendet oder mit nicht vermeidbaren Umständen entschuldigt, einigermaßen gelungene Leistungen dagegen groß herausgestellt werden.

Für Erzählungen, die nicht nur Einzelheiten im Sinne günstiger Selbstdarstellung ‚ausbessern‘, sondern insgesamt die Realität ihren Wunschvorstellungen anpassen, ist der Begriff *Rechtfertigungsgeschichten* eingeführt worden. Man denkt bei diesem

Wort fast automatisch an die Nachkriegszeit, in der die Präsentation solcher Geschichten zu einer kollektiven deutschen Übung wurde. Die US-amerikanische Journalistin Martha Gellhorn hat dies in einem ironischen Text zum Ausdruck gebracht. Er beginnt: *Niemand ist ein Nazi. Niemand ist je einer gewesen. Es hat vielleicht ein paar Nazis im nächsten Dorf gegeben, und es stimmt schon, diese Stadt da, zwanzig Kilometer weiter entfernt, die war eine regelrechte Brutstätte des Nationalsozialismus.*

Und dann folgen, aufgelistet, die konkreten Entschuldigungen: *Ich habe einen Juden versteckt, er hat einen Juden versteckt, alle Kinder Gottes haben Juden versteckt. (...) Der Junge war nie in der Hitlerjugend. Er war krank. (...) Wir haben wochenlang im Keller gelebt. Und noch Jahre danach in Trümmerwohnungen.* Lauter Entlastungen, wie man sie nennen könnte, zumal dies ihre Funktion vor den sogenannten Spruchkammergerichten war, die über das Verhalten in der Nazizeit urteilten. Und schließlich Gellhorns sarkastisches Resümee: *Wir sind keine Nazis. Wir waren keine Nazis. Man müsste es vertonen. Dann könnten alle Deutschen diesen Refrain singen.*

Für die allgemeine Einschätzung von Rechtfertigungsgeschichten ist die Beobachtung wichtig, dass die geschönten und zu Unrecht korrigierten Episoden durch häufiges Erzählen gerade auch für die Erzählenden immer glaubhafter werden – was aus gutem Grund ein gewisses Misstrauen gegen alle autobiographischen Darstellungen nährt. Vermutlich kann fast niemand behaupten, er oder sie lege keinerlei Wert darauf, für Andere positiv oder doch akzeptabel zu erscheinen.

Dies gilt auch dort, wo es in einer Erzählung nicht um die eigene Person geht. Wenn von Leuten erzählt wird, die über Zugewanderte herziehen oder sie ausdrücklich ausgrenzen, dann impliziert dies die gegensätzliche Einstellung der Erzählerin oder des Erzählers. Wenn in einer Geschichte das Luxusbestreben reicher Nachbarn angeprangert wird, ist dies zugleich ein Hinweis auf die eigene sparsamere und sozialverträgliche Lebensweise. Und wenn sympathisierend die Arbeitsamkeit oder die intensive Kinderbetreuung befreundeter Familien in Erzählungen thematisiert wird, ist dies zwar keine Garantie für gleichartiges Handeln, wohl aber für eine ähnlich positive Einstellung der Erzählenden.

Es stimmt schon: Man erzählt immer von sich selbst. Mit Erzählungen wird am eigenen Image gearbeitet, also an der Sicht von außen. Aber die zurechtgebogenen Geschichten, die oft mehrfach wiederholt werden, haben auch einen unmittelbaren Effekt der Stabilisierung; sie verbessern das Selbstbild und stärken die Selbstsicherheit der Erzählerinnen und Erzähler.

(Teil 2, Sonntag, 27. Februar 2022, 8.30 Uhr)